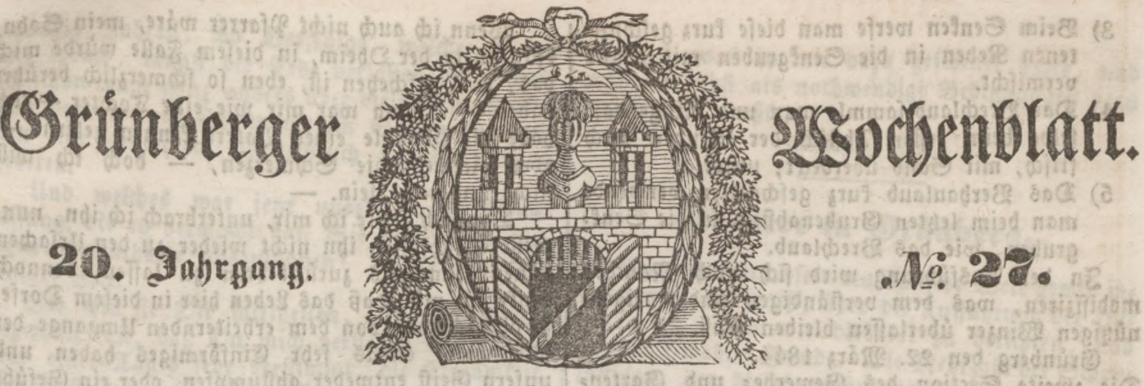
Grünberger  Wochenblatt.

20. Jahrgang. **№. 27.**

Redaction Dr. W. Levysohn.

Montag den 1. April 1844.

Gewerbliches.

(Fortsetzung.)

W. Ruf zu Schriesheim bekundet:

„Seit 10 Jahren konnte ich keinen Dung in meinen Weinberg thun, weil ich arm bin und keinen kaufen konnte; zu Grunde wollte ich meinen Weinberg auch nicht gehen lassen, da er meine einzige Nahrungsquelle in meinem Alter ist. Da ging ich oft betrübt in demselben auf und ab und wußte mir nicht zu helfen.

Endlich bemerkte ich, durch die große Noth aufmerksam gemacht, daß von einigen Rebenhaufen, die im Pfade liegen geblieben waren, das Gras größer und mastiger wuchs, als an den Orten, wo keine Reben lagen. Ich dachte näher nach und sagte endlich zu mir selbst: Könnt ihr Reben machen, daß das Gras um euch herum größer, stärker und grüner wird, so könnt ihr auch machen, daß die Stöcke und Reben in meinem armen, magern Weingarten besser wachsen, stärker und grüner werden. Ich zog meinen Weinberg so tief zu, als wenn ich Dung hineinthun wollte, fing an zu schneiden, schnitt die abgeworfenen Reben noch zwei- auch dreimal durch, legte sie in die gemachten Furchen und bedeckte sie mit Erde. Im Jahre darauf sah ich mit der größten Freude, wie sich mein magerer Weinberg kräftig erholte. Ich setzte dieses Mittel von Jahr zu Jahr fort, und siehe, mein Weinberg wuchs herrlich. Meine Nachbarn wundern sich oft, daß mein Weinberg so grün aussieht, so starke Reben treibt, da sie doch wissen, daß ich seit 10 Jahren keinen Dung hinein gethan.“

So viel nur aus vorstehenden Erfahrungen.

Bekanntlich wird in jenen Weingegenden, welche sich auf diese Erfahrungen beziehen, zu Stock gedüngt, wogegen unsere Düngung beim Senken der Weinstöcke geschieht.

Inzwischen sollte man meinen, daß wenn diese Düngung zu Stock sich als erfolgreich bewährt, dies eben so gut bei den Senkstöcken vermöglicht werden dürfte. Es würde hiebei nur die Frage entstehen, ob und in wie weit diese Düngung als nachhaltig bei der Anwendung in den Senkgruben sich beweisen möchte? Anzustellende Versuche, zu welchen mehrere Weinbergsbesitzer sich gewiß bereitwillig zeigen werden, können schon in diesem Frühjahr beginnen. Erst im Verlaufe einiger Jahre wird sich das Resultat ermitteln lassen. Vorschlagsweise möchte mit dieser Düngung in folgender Art zu verfahren sein:

1) Man bestimme hierzu einen gewissen kleinen Theil des Weinbergs oder Weingartens ausschließlich, und verwende in denselben keine andere Düngung.
2) Die in diesem Distrikte zu Handlänge durchschnittenen Reben lasse man beim Schnitt mit etwas Sand bedeckt liegen, um das Austrocknen derselben zu verhüten.

3) Beim Senken werfe man diese kurz geschnittenen Reben in die Senkgruben mit Sand vermischt.
4) Das Brechlaub sammle man und bringe dasselbe beim ersten Abstich der Gruben noch frisch, mit Sand überdeckt, unter.
5) Das Verhaulaub kurz geschnitten verwende man beim letzten Grubenabstich in die Senkgruben, wie das Brechlaub.

In der Ausführung wird sich noch Manches modifiziren, was dem verständigen und uneigennützigen Winzer überlassen bleiben muß.

Grünberg den 22. März 1844.

Die zweite Section des Gewerbe- und Garten-Vereins.

Mein Oheim und mein Schwiegervater.

Eine Erzählung von Gustav vom See.

(Fortsetzung.)

Ausführlich erzählte er mir, mit welcher Ergebung in ihr Schicksal, mit welchem Gottvertrauen die arme Emma gestorben sei. Wie sie zwar sehnlich der Ankunft ihrer Mutter und ihres Bräutigams geharrt habe, dann aber ihrem Kinde, welches ihr der Himmel gleichsam zum Ersatz geschenkt, ihre ganze irdische Liebe zugewendet, und zuletzt mit stiller Ergebung und in unerschüttertem Vertrauen auf ein besseres Leben und ein freudiges Wiedersehen nach dem Tode sanft und schmerzlos gestorben sei.

Mein Gefühl sagte mir schon damals, was ich jetzt durch manche trübe Erfahrung weiß, daß dem Traurenden nichts tröstender ist, als über den Gegenstand seiner Schmerzen sich auszusprechen; ich redete daher recht lange mit meinem guten Oheim über die arme Emma, und hörte seine Erzählungen über die Einzelnheiten des kurzen gegenseitigen Umganges in wirklicher Theilnahme an. Erst spät glaubte ich seinen Ideen eine andere Richtung geben zu müssen und suchte das Gespräch unmerklich von der Ursache seines Schmerzes abzulenken.

Es ist doch gewiß selten, lieber Oheim, fuhr ich fort, daß die Erfüllung Ihrer Berufspflichten für Sie so kummervoll wird wie heute, ich denke mir, daß auch recht frohe Ereignisse an dieselben sich knüpfen müssen.

Wenn ich auch nicht Pfarrer wäre, mein Sohn, entgegnete der Oheim, in diesem Falle würde mich das, was geschehen ist, eben so schmerzlich berührt haben — Emma war mir wie eine Tochter — ich habe die Gefühle eines Vaters kennen gelernt — oder vielmehr die Schmerzen, — doch ich will nicht ungerecht sein. —

Dennoch denke ich mir, unterbrach ich ihn, nunmehr entschlossen ihn nicht wieder zu den Ursachen seines Kummers zurückkehren zu lassen, dennoch denke ich mir, daß das Leben hier in diesem Dorfe, so abgeschieden von dem erheiternden Umgange der Menschen, etwas sehr Einförmiges haben und unsern Geist entweder abstumpfen, oder ein Gefühl der Unbefriedigung stets in uns erhalten muß.

So scheint es Dir, und es wundert mich nicht, daß es Dir so scheint. Seit 35 Jahren wohne ich in diesem stillen Asyle, lebe unter diesen einfachen, harmlosen Menschen, und möchte unter keinerlei Bedingungen diesen Aufenthaltsort und diesen Wirkungskreis mit einem andern vertauschen.

Dazu hat die Macht der Gewohnheit wohl das ihrige beigetragen, — aber in den ersten Jahren Ihres hiesigen Aufenthalts, haben Sie auch damals nie den Wunsch gehabt, ihn zu verlassen?

Es ist eine schon längst vergangene Zeit, von welcher Du redest, erwiderte der Greis, nachdem er sinnend eine Zeit lang geschwiegen hatte, dennoch liegt sie so licht vor meiner Erinnerung, als ob man mich erst gestern hier feierlich eingesetzt hätte. — Ich will es nicht leugnen, daß ich anfänglich mich oft hinaussehnte in die Welt, daß ich sogar zu Zeiten unzufrieden war mit meinem Schicksal und ich meine Tage mürrisch und mich selbst quälend verlebte. Aber glaube mir, die Zufriedenheit — und diese allein ist die Bedingung unseres Glückes — wird durch äußere Eindrücke nicht hervorgerufen! Ich erinere mich noch deutlich der unbedeutenden Veranlassung, welche mich zum Nachdenken über mich selbst, und zu der Erkenntniß brachte, daß, wenn wir redlich an unserer Veredelung arbeiten, wir ein Glück erlangen, was alle Güter der Erde uns nicht gewähren können. Obgleich ich nichts erwiderte, um meinen Oheim in seiner damaligen Stimmung nicht durch Widerspruch zu verletzen, so hielt ich doch das, was er sagte, für nichts, als die Ansicht eines in der Einsamkeit und Einförmigkeit des Landlebens einseitig gewordenen Mannes — jetzt nach neunund-

zwanzig Jahren, wo Derjenige, welcher so zu mir sprach, längst die Erde verlassen hat, denke ich schon lange ganz anders über diese Gegenstände, und habe meinen Oheim oft im Stillen für meinen nur gedachten Widerspruch um Verzeihung gebeten.

Und welches war jene unbedeutende Veranlassung, die es vermocht hat, Sie mit Ihrem hiesigen Aufenthalte auszusöhnen? fragte ich nach einiger Zeit.

Ich will sie Dir mittheilen, mein Sohn, ich bezweifle fast, daß Du mich verstehen wirst. Ich war eines Tages sehr verstimmt, die Einsamkeit, die Stille um mich her, lastete auf meinem Gemüthe, ich sehnte mich nach einer Zerstreuung, die ich in der Art, wie ich sie suchte, hier nicht erlangen konnte. Ich trat an's Fenster, gegenüber wurde damals das Haus gebaut, in welchem heute die arme Emma gestorben ist. Die Mauern waren bis zur halben Höhe fertig, ihr Schatten bedeckte schon einen nicht unbedeutenden Theil der grünen Wiese, welche sonst dem Lichte der Sonne stets und ganz zugänglich gewesen war. Die Arbeiter standen in angemessener Entfernung, theils unten, theils auf der Leiter, theils auf den oberen Balken und warfen sich die Steine zu, welche auf diese Weise schnell und geschickt an den Ort ihrer Bestimmung gefördert wurden. Derjenige, welcher unten stand, warf jedes Mal etwas zu kurz oder zu weit, so daß der Zweite oben sich stets mit Anstrengung vor- oder zurückbiegen mußte, um die unaufhörlich auf ihn zufliegenden Steine zu fangen. Er that dies mit der größten Geduld und Heiterkeit. Selten, daß er scherzweise seinem Genossen einen Vorwurf zurief. Ich dachte, nachdem ich dieser für das Auge ergötzenden Beschäftigung eine Zeit lang zugeschaut hatte, darüber nach, wie es wohl komme, daß jener Arbeiter, der mit der Anstrengung aller seiner Kräfte nur einen kärglichen Taglohn verdiente, so fröhlich und heiter sei, während ich mürrisch und verdrießlich. Ich verglich seinen Zustand mit dem meinigen, und diese Vergleichung wurde der Grund, über mich weiter nachzudenken. Je mehr ich dies that, je mehr wurde es mir klar, daß ich weit mehr Ursache hatte zufrieden, als unzufrieden zu sein, und daß es die höchste Undankbarkeit gegen den Schöpfer sei, stets nur an das zu denken, was meiner Ansicht nach zu meinem Glücke fehle, als an das, was er mir dazu geschenkt hatte, und was ich selbst als nothwendige Bedingungen dazu anerkennen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Theater in Grünberg.

Ueber ein für unsere musikalische Welt gewiß interessantes Ereigniß, über die Aufführung der Hugenotten, haben wir diesmal zu berichten, und zwar mit wahrer Freude. Die Mehrzahl der Schaulustigen, der dieses großartige Tonwerk dem Namen und dem Rufe nach als etwas Ungeheures, die größten Kräfte und Anstrengungen Erforderndes bekannt war, hatte sich bei allem Vertrauen zu den Leistungen unserer Sänger wohl nur aus Neugier, oder auch um dem guten Willen der Unternehmer wenigstens Anerkennung nicht zu versagen, mit sehr geringen Erwartungen eingefunden. Doch wie sehr überrascht waren Alle mit uns schon beim Beginn des ersten Aktes. Die geschickte scenische Anordnung, die bei dem beschränkten Raume der Bühne mehr als schwierig zu nennen ist, die geschmackvolle, der Zeit getreue Wahl der Kostüme, der herrlich einstudirte Chor, das sichere Auftreten des Nevers (Hr. Albert), so wie die lieblich gesungene Romanze des Raoul (Hr. Bachmann) waren wohl geeignet, das gesammte Publikum durchweg zu befriedigen, und ihm für die folgenden Akte die schönsten Genüsse zu verheißen. Diese gesteigerte Erwartung blieb auch wahrlich nicht unerfüllt, insbesondere aber zeichnete sich vor allem der vierte Akt, diese Perle der ganzen Oper, zugleich aber auch gewiß ihr schwierigster Theil, da fast nur Valentine (Mad. Böhn) und Raoul ihn allein zu tragen haben, durch deren herrlichen, seelenvollen Gesang und hinreißendes Spiel aus. Bei der Anordnung des Orchesters haben wir unter allen Umständen gewonnen; war die Begleitung auch schwach und dies bei einzelnen Scenen (wie z. B. bei der Schwerterweihe) besonders fühlbar, so war sie doch rein, im richtigen Takt, und unser Ohr blieb von den vielen falschen Tönen verschont, die bei anderen Opernaufführungen unsern Genuß immer sehr beinträchtigten.

Nun zu den Einzelnheiten der Darstellung. Valentine (Mad. Böhn) war wirklich ausgezeichnet, so viel Kraft und Ausdauer der Stimme mit so viel

sanftem Wohllaut haben wir noch selten vereinigt gefunden, und bis zum Schlusse war ihre Leistung bewunderswürdig. Einzelne Glanzpunkte können wir nicht umhin, besonders hervorzuheben: Das herrliche Duett mit Marcell, die Scene mit Raoul (die schon oben erwähnt), und das Terzett während der Trauung; auch ihr Spiel war edel, feurig und in den letzten Momenten tief erschütternd. — Raoul (Hr. Bachmann) stand in der Ausführung seines eben so schwierigen Parts Valentinen würdig zur Seite; diese elegischen, fast immer nur klagenden Melodien scheinen seiner weichen Tenorstimme ganz besonders zuzusagen, und mit unverkennbarer Liebe zu der Tondichtung und mit dem feurigsten Kunsteifer gab er uns durch Spiel sowohl, wie durch Gesang ein höchst gelungenes, der Idee des großen Komponisten gewiß ganz würdiges Bild. Auch Marcel (Hr. Müller) war gut am Platze und seiner Aufgabe gewachsen, doch klang seine sonst so schöne Stimme vielleicht von vorhergegangener vieler Anstrengung etwas rauh. Recht gelungen war der Vortrag des originellen Hugenottenliedes, nur hätten wir ihm etwas mehr Spielraum auf der Bühne gewünscht, um seinen fanatischen Eifer durch entsprechende Gesten und Bewegungen besser unterstützen zu können. Auch in den Ensemblestücken trug seine schöne, tiefe Stimme viel zur Hebung des Ganzen bei. — Margarethe von Valois (Dem. Wiegand) schien zwar heut besser bei Stimme zu sein, als sonst, wir können uns jedoch mit ihrer Gesangsweise einmal nicht befreunden, in ihrer Art jedoch leistete sie gewiß Lobenswerthes. Der Page (Dem. Leopold) war ganz nett, und die Coloratur in seiner ersten Arie recht gelungen. Ueber Hrn. Albert (Nevers) können wir unser oben bereits ausgesprochenes Urtheil auch auf die Dauer der ganzen Vorstellung ausdehnen. Herr Grabl (St. Bris) ersetzte durch entsprechende Mimik und würdige Haltung, was der Stimme, die von einer langwierigen Heiserkeit sich noch immer nicht erholt zu haben scheint, fehlte. Die hervorgerufene Mad. Böhn erschien mit den Herren Müller und Bachmann.

Es bleibt uns noch übrig, ein keines Versehen, das sich in das Referat über das Benefiz des Herrn Brenk eingeschlichen, zu berichtigen. Wie wir uns nämlich überzeugt haben, spielt das Stück wirklich in Grünberg, und es hat somit nicht erst der Benefiziant, um das Stück anlockender zu machen, den Titel desselben verändert. Eine Erklärung, die Herrn Brenk zu geben wir uns für verpflichtet halten. Suum cuique!

Mannichfaltiges.

Charles Froment, Herausgeber und Redakteur eines kleinen Theaterjournals, der unlängst in einem Alter von fünfunddreißig Jahren gestorben ist, war einer der berühmtesten Lebemänner Frankreichs, welcher in kurzer Zeit ein bedeutendes Vermögen verpraßt hat. Ein Zug aus seinem Leben wird ihn vollständig charakterisiren. Eines Abends wollte er in Montmorency beim Restaurant des Cheval blanc nach dem Gastmahle, zu dem er einige Freunde eingeladen hatte, eine Bowle Punsch machen. Er füllte einen riesengroßen Napf mit Rum und stellte einen ganzen Hut Zucker hinein, den er in Flammen setzte. Der Wirth rief erschreckt: „Aber, Herr, Sie stecken mein ganzes Haus in Brand!“ Froment antwortete ganz gelassen: „Wenn das geschieht, so schweigen Sie und setzen es auf meine Rechnung!“

* Ein Schriftsteller, der vor einiger Zeit von Braunschweig nach Leipzig gegangen war, um dort sein Glück zu machen, aber bald vieler Schulden wegen heimlich durchging, hatte an ersterem Orte eine Geliebte, zu welcher er kürzlich zurückkam, und da so ziemlich alle Hoffnungen zu einer Vereinigung verschwunden waren, so beschlossen sie zu sterben. Der Geliebte forderte in einer Apotheke Rattengift. Der Apotheker, welcher Verdacht schöpfte, gab indessen statt des Rattengiftes ein tüchtiges Abführungsmittel. Die Liebenden nahmen das im besten Glauben, und fühlten auch bald die energischeste Wirkung. Mitten in dieser Kraftäußerung des Medicaments fand man die vermißten, erschöpften Liebenden, und somit einen Gegenstand zu einem heitern Stadtgespräche. Der Dr. wird ein Lustspiel daraus machen und hofft, durch die neue Tantieme-Einrichtung ein reicher Mann zu werden.

Druck und Verlag von W. Leopsohn.